Ankunft der Europäer sehr problematisch ist. Als wir später oberhalb der Katarakten Mangel an Nahrungsmitteln litten, sendete Gregorio seinen Nachen den Miriti-Paraná hinauf, der uns eine Menge Hühner aus den *Mallocas* der *Coërunas* in grossen geflochtenen Hürden zuführte. Woher haben diese entlegenen Stämme das nützliche Hausthier erhalten, welches, obgleich in dem heissen Indien einheimisch, sich in allen Klimaten gleich fruchtbar und dem Menschen gleich befreundet erweist? Ich traf mehrere Indianer, denen das Verschneiden der Hähne bekannt war. Kein südamericanischer Vogel ist bis jetzt von den Indianern eben so erfolgreich gezähmt worden, und die Trompetervögel (*Psophia*), die Hoccos (*Crax*) und Cujubís (*Penelope*) müssen von Zeit zu Zeit aus dem wilden Zustande erneuert werden, da sie nicht oft fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen. Die hierländischen Hunde waren grösstentheils behaart und bellten, zwar nicht so lebhaft, als unsere thätigen Raçen, aber hinreichend, um zu erweisen, dass sie nicht zu jenen stummen Hunden gehörten, welche die spanischen Eroberer bei den Bewohnern von Cundinamarca und Perú getroffen haben. Meistens war es eine kleine, spitzköpfige, lang- und dunkelbehaarte Raçe (*Canis familiaris, var. domestic. L.*), und sie schien mir zu beweisen, dass diese Indianer einst nicht von den stammverwandten, höher gebildeten Bergvölkern in Westen, sondern von den Fremden jenseits des Oceans jenes nützliche Hausthier erhalten hätten, durch dessen verschiedene Benützung und Gemeinschaft mit dem Menschen gewissermaassen verschiedene Culturzustände angedeutet werden. Als ich am Abend die Hütte betrat, in der sich Gregorio, umgeben von nackten Weibern und Kindern, auf die Weiterreise vorbereitete, erschrack ich über eine vier Ellen lange Schlange von den schönsten grünen und gelben Farben, die mir, zur Hälfte aufgerichtet, entgegen tanzte, dem Rufe eines alten Indianers gehorsam, sich in Kreisen hin und her und endlich zu dem warmen Neste von Heu in der Ecke zurückzog, ohne die Kinder und zahlreichen Hausaffen zu beunruhigen. Ich erfuhr, dass es hier Schlangenbeschwörer giebt, die sogar die Giftschlangen, nach Ausbrechung der Giftzähne, zu zähmen wissen, und sie bei ihren Zauberkünsten und

bei Curen des Schlangenbisses verwenden. Sie imponiren damit dem dummen und trägen Indianer, dessen ganze Gemüthsart den Glauben an übernatürliche Kräfte begünstigt. Der anwesende, gegen Schlangen gefeite (*Curado de Cobra*) *Pajé* *) war von dem Stamme *Juri*. Er führte ohn' Unterlass das Wort *Päa*, Teufel, im Munde, und schien damit besonders Eindruck auf den weiblichen Theil der Gesellschaft zu machen, der ihm mit scheuer Ehrfurcht begegnete.

Wir verliessen *Maripí*, nachdem das grosse Fahrzeug vorbeigeschifft war. Ausser dem Gregorio hatten wir auch noch den Principal der hiesigen *Jumanas* zum Begleiter. Gregorio selbst hatte als eine Sicherheitsmaassregel angerathen, die Principale mehrerer Stämme einzuladen, mit uns zu reisen, und insbesondere darauf gedrungen, dem Pachicu (so verdrehen die Indianer das Wort Francisco), einen mächtigen und wegen seiner Schlauheit berüchtigten Anführer der *Coretus*, welcher oberhalb *S. Joâo do Principe* wohnte, desshalb Botschaft zu senden. Das nördliche Ufer, längs dessen wir hinfuhren, zeigte hie und da eine Höhe von dreissig Fuss. Es besteht aus rothem Lehm, oder, wiewohl seltener, aus derselben braunen oder violettrothen Sandeisensteinbreccie, die wir in so grossen Strecken am Niederamazonas beobachtet haben. Grosse Büsche eines schönen Grases mit goldfahlen

---

*) Das Wort *Pajé* (*Piajé*, *Piacce*) ist, wie manches andere, der Caraiben-, Tamanaco- und der Tupisprache gemein; und ich habe um so weniger Anstand genommen, es von den Schamanen der brasilianischen Stämme überhaupt zu gebrauchen, als die Zauberwerke und Betrügereien derselben denen ganz gleich sind, die von den Völkern der Gujanas und der Tierra firme ausgeübt werden. Exorcismen mit Anspucken, Streicheln, Kneten, Beräuchern u. s. f. sind Acte, die man bei längerem Aufenthalte unter den Indianern täglich wahrnimmt, da es der *Pajé* in seinem Interesse findet, sich so oft als möglich werkthätig zu zeigen. Ich habe jedoch bei allen diesen Geschäften der zudringlichen Gaukler niemals eine Spur höherer Kenntnisse oder besonderer medicinischer Erfahrungen gefunden. Sie treiben ihr Handwerk mit einer so dumpfen Hingebung in die Wirksamkeit ihrer Mittel und so ganz ohne freiere Beurtheilung der Umstände, dass man auf die Meinung gerathen muss, sie betrögen nur, indem sie selbst von ihrem Vorurtheile betrogen seyen. Uebrigens haben die *Juris* wie die *Uainumás*, die *Cauixanas* und viele Andere, keinen besonderen Ausdruck für „Gott" und gebrauchen dafür entweder das Tupana der Tupisprache, oder Worte, die in ihrer Sprache den bösen Dämon bezeichnen.

Rispen (*Paspalus pulcher*, *Nees.*) sind eine der häufigsten Pflanzen. Eine halbe Legoa oberhalb *Maripí* passirten wir an dem schwarzen und kühlen *Vanaracú*, einem Paranamirim, der nach den Indianern der Ausfluss des grossen Sees *Ayamá* ist, und sich weit gen N. hinziehen soll. Hier hatten sich i. J. 1773. zwei Horden der *Aniánas* und *Vucúnas* niedergelassen, und die Ortschaft war unter dem Namen *S. Mathias* dem benachbarten Kirchsprengel beigegeben worden, allein gegenwärtig findet sich nicht eine Spur mehr davon; ja die *Aniánas* sollen gänzlich ausgestorben seyn. Auch in *Maripi-Tapera*, einer hohen Stelle am Ufer, eine Legoa weiter westlich, wo die Bewohner des heutigen *Maripi* angesiedelt waren, ehe sie ein Ueberfall der feindlichen *Uaupés* veranlasste, stromabwärts zu ziehen, findet man jetzt nichts als Wald. Warum verharren die cultivirten Pflanzen, die Mandiocca, der Mais und die Banane, nur so geringe Zeit in der Nähe ehemaliger Niederlassungen? Diese Frage musste ich auch hier an mich thun, ohne sie beantworten zu können. Fast dürfte man sich der Meinung hingeben, diese Gewächse hätten, so lange schon in der Umgebung der Menschen angesiedelt, etwas von ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit verloren, so dass sie untüchtig wären, sich gegen die Uebermacht der freien Naturkinder zu vertheidigen. Es war dunkle Nacht geworden, als wir an der Mündung des Sees *Marahá* landeten, wo wir in der Hütte des Principals Albano von Maripí übernachteten. Als ein Beweis von der höheren Civilisation dieser Indianer muss die Sitte anerkannt werden, sich, eben so wie die europäischen Bewohner, an zwei Orten Wohnungen in Stand zu erhalten. Albano wohnt hier zu der Zeit, wann er seine benachbarten Rossas bebaut oder erndtet, ausserdem in Maripí. Der Körper des Flusses, dessen Gewässer etwas dunkler, trüber, reissender und kälter werden, ist aufwärts von diesem Orte noch mehr zertheilt, als vorher, und etwa eine Viertelstunde breit. Die Inseln, niedrig und dichtbewaldet, erschienen gegenwärtig ohne den sandigen Rand, den sie in andern Perioden eben so wie die des Amazonas zeigen. Wir durften daher nicht mehr darauf rechnen, noch viele der auch hier häufigen Schildkröten-Prayas zu treffen, die sonst gewöhnlich um diese

Zeit von den Einwohnern von Ega und Fonte-Boa besucht werden. Der gegenwärtige hohe Wasserstand ward mir übrigens als eine mehr partielle, von der Einströmung des Uaranapú herrührende, und vorübergehende Erscheinung geschildert, denn gewöhnlich erreiche der Strom seine stärkste Höhe (wie der Orenoco) im Juli, und laufe von dieser Zeit an bis Weihnachten ab; überhaupt wäre jährlich ein mehrfacher Wechsel zwischen Anschwellen und Ablaufen nicht selten in kurzer Zeit bemerkbar, je nachdem Landregen in dem Flussgebiete jenseits der Katarakten niedergegangen seyen. So lange der Yupurá die Richtung aus N. nach S. behalten hatte, war fast kein Unterschied zwischen der Vegetation seiner Ufer und der des Solimoês zu beobachten; jetzt aber, wo wir ihn nach W. aufwärts beschifften, erschienen einzelne Pflanzen, die wir früher gar nicht oder minder häufig gesehen hatten. (Vergl. Anmerkung 8.) An gewissen Stellen, besonders in feuchten dumpfigen Niederungen, waren der Cacaobaum und der Salsaparilhastrauch ungemein häufig. Beide gehören unter die wenigen holzigen Gewächse dieses Aequatoriallandes, welche man im wahren Sinne gesellschaftlich nennen kann. Wenn man in den schattigen Wäldchen des erstern überall, wo der Boden nicht etwa zu sumpfig ist, kühle und angenehme Spaziergänge findet, so stellen andrerseits die Hecken und Gehäge der Salsaparilha fast jedem Schritte ein Hinderniss entgegen. Ich hatte hier, wie an andern Orten von Rio Negro, Gelegenheit diesen berühmten Strauch zu beobachten, und verbreite mich über ihn in der Anmerkung (3.) um so lieber, als die Mutterpflanzen der verschiedenen Arten von Salsaparilha noch nicht genügend bekannt sind.

Wir fanden es räthlich, in *Marahá* unser Fahrzeug gegen ein anderes zu vertauschen, das uns Albano anbot, denn die Länge desselben erschwerte das Fortkommen, und überdiess nahm es so viel Wasser, dass nur die Wachsamkeit meines Gefährten uns die Nacht vorher davon errettet hatte, mit ihm auf den Grund zu gehen. Es war diess nicht das letzte Mal, da ich mir zu der Begleitung des Sr. Zany Glück wünschen durfte; auf der ganzen Reise erprobte er sich als ein erfahrner

und muthvoller Freund. Wie sehr es überdiess Noth that, dem Zufalle und dem bösen Willen der Indianer in diesem einsamen Gebiete vereinigte Kraft entgegen zu stellen, erfuhr ich am 23. December, einem Tage, der ohne die Treue des Indianers, den wir zur Besorgung der Küche aus Pará mitgenommen hatten, wahrscheinlich mein Todestag geworden wäre. Wir hatten schon bei Maripí mehrere schöne Schlangen erlegt, die sich am Ufer sonnten, und ich war dadurch zu dem Wunsche veranlasst, Jagd auf eine der ganz grossen Schlangen zu machen, die die benachbarten Seen in Menge bewohnen sollten. Als wir daher nach unseres Piloten Versicherung uns in der Nähe des *Lago de Cumapi* befanden, bestieg ich einen der kleinen, mit vier Indianern bemannten, Nachen, und suchte die Mündung des Sees zu gewinnen. Ein Indianer vom Stamme *Macuná*, den wir schon von Ega aus bei uns hatten, erbot sich zum Führer, und ich glaubte keine Ursache von Misstrauen in dieser, sonst eben nicht häufigen, Bereitwilligkeit finden zu dürfen. Die Gegend ist sehr niedrig; manchfache Canäle laufen zwischen den Inseln und dem Festlande hin, und überdiess stand der Ygapowald weithin unter Wasser. Das muntere Leben der Fische, die sich dahin zurückgezogen hatten, die Zahl der schönsten Blüthen, womit diese Waldung übergossen war, und das Gewimmel zahlreicher Ameisenhaufen, die sich auf die Bäume gerettet hatten, und beim leisesten Anstoss zu Tausenden auf uns herabfielen, beschäftigten mich so sehr, dass ich lange Zeit nicht bemerkte, wie der Führer die angegebene Richtung nicht einhielt, sondern vielmehr durch Seitenwege stromabwärts zu gelangen suchte. Schon wurden die Schatten länger, als mein treuer Indianer von Pará sich ängstlich an mich drängte, und mir durch Zeichen und einzelne portugiesische Worte zu verstehen gab, dass der *Macuná*, mit den Uebrigen im Einverständnisse, beabsichtige, mich entweder irgendwo auszusetzen, oder umzubringen, um mit dem Kahne, der zufällig eine Kiste meiner Tauschartikel führte, zu entfliehen. Sobald ich mich von dem unstäten Umherfahren überzeugt hatte, liess ich den *Macuná* im Hintertheile des Kahns niedersetzen und die linke Hand am Bord anbinden, während er mit der Rechten das Steuer

führte; ich stellte mich mit geladenen Pistolen vor ihn, und schwur, ihn niederzuschiessen, wenn er mich nicht bis Sonnenuntergang in den Strom selbst zurückgeführt hätte. Diese rasche That entschied über mein Schicksal; der eingeschüchterte Indianer brachte mich in den Strom zurück, und noch bevor der Mond aufgegangen war, hatte ich das Schiff des Joâo Bernardo erreicht, das ich meinen Feind besteigen liess, um den Geist der Empörung nicht unter meine eigene Equipage zu verbreiten. Es war diess einer von den wenigen Fällen, wo ich kaltblütige Bosheit an einem Indianer wahrnahm. Die Lehre machte mich vorsichtiger, aber auch zuversichtlicher gegenüber den rothen Menschen, die von einer zu unentschlossenen und schwachen Gemüthsart sind, um sich dem imponirenden Einflusse eines festen Muthes entziehen zu können. Ein anderes Abentheuer, das fröhlicher endete, als der erste Anschein glauben liess, bestand ich mit der gesammten Expedition am folgenden Tage. Man hatte uns von einem Dorfe (*Malloca*) der Indier *Cauixána* gesagt, welches sich auf der Südseite des Yupurá bei dem See von *Acunauí* befände; wir setzten daher über den Strom, der hier voll kleiner Inseln ist, und gelangten gegen Abend in jenen kleinen See von dunklem Gewässer. Bald entdeckten wir im Hintergrunde einer Bucht hohe, kegelförmige Hütten, und zwischen ihnen einige, bis auf den Schurz oder das Suspensorium nackte, Indianer. Wir stiegen ohne Waffen an's Land, wo uns ein junger, sehr wohlgebildeter Bursche, der Sohn des Häuptlings, der die Lingua geral fertig genug sprach, empfing und in eine jener grossen Hütten führte. Ihm und seinen Begleitern konnte ich zwar einige Schüchternheit, jedoch keineswegs die Furcht vor einem feindlichen Ueberfalle von unserer Seite anmerken. Nachdem ich daher mit Sr. Zany und einigen Rudern durch die niedrige Thüre in die Hütte geschlüpft war, mussten wir nicht wenig erstaunen, uns gleichsam in einer indianischen Festung und in den Händen der Feinde zu sehen. Der Jüngling schloss alsbald die Thüre hinter uns zur Hälfte, und wir erblickten mehr denn dreissig Indianer, alle mit Bogen und Pfeil bewaffnet, auf den längs der Wand befestigten Hangmatten sitzen, oder dazwischen an den Pfeilern stehen.

Ohne Bewegung, sprachlos und schussfertig, hatten sie die Augen auf die Eingetretenen gerichtet, und ein Augenblick des Missverständnisses oder des Zurückweichens wäre uns wahrscheinlich verderblich geworden. Das Erscheinen mehrerer Fahrzeuge in ihrem See hatte sie einen Ueberfall befürchten lassen, und ihr Empfang zeigte, dass sie den sichersten Operationsplan dagegen wohl ausgedacht hatten. Ohne Raum und Licht ihre Waffen zu gebrauchen, wären die Weissen, im ersten Momente des Angriffes von giftigen Pfeilen durchbohrt, ein Opfer ihrer Kühnheit geworden. Es gelang uns aber bald, dem ungünstigen Vorurtheile zu begegnen. Wir nahmen unsere Halsbinden ab, und schwangen sie als Friedenszeichen dem Anführer entgegen, der ebenfalls, sobald er bemerkt hatte, dass wir unbewaffnet waren, allen Argwohn verbannte, und aus unserer Branntweinflasche fröhlich Bescheid that. Er war ein Indianer von fünf Fuss acht Zoll Länge, von breiter Brust, athletischem Muskelbaue, und erschien in seiner Nacktheit noch grösser und stärker. Ich habe niemals bemerkt, dass Indianer sich geküsst hätten, diese Bezeigung freundlicher Gefühle scheint über ihrer Bildungsstufe zu stehen; aber der *Cauixana* bewährte seine Freundschaft gegen mich, indem er das, dick mit Rocou bemalte, Antlitz in dem meinigen herumrieb. Nach den ersten Begrüssungen fragte er mich durch den Dolmetscher über das Aussehen des Königs von Portugal und Brasilien, und seine Verehrung vor dieser erlauchten Person wuchs sichtbar, nachdem ich ihr die Dimensionen eines Giganten zugeschrieben hatte. Zum Zeichen der Freundschaft überreichte er mir einen Bogen von rothem Holze und einen Bündel vergifteter Pfeile, deren jeder in einem besonderen Rohre steckte; und seine Leute, dem Beispiele folgend, wetteiferten, uns mit Waffen und Früchten zu beschenken, wogegen sie jede Kleinigkeit, besonders aber Angeleisen, dankbar empfingen. Es waren nur Männer, die wir zu Gesichte bekamen; Weiber und Kinder waren, wahrscheinlich aus Furcht, in einer der abgelegenen Hütten versammelt, und erfüllten, so lange wir zugegen waren, die Luft mit einem durchdringenden kläglichen Geschreie. Die Männer waren lauter stattliche, ziemlich dunkelgefärbte Menschen, ohne irgend eine Verunstaltung durch Tato-

wirung; zum Theile aber trugen sie die Ohren abscheulich erweitert. Sie hatten noch niemals Weisse erblickt, und jede Kleinigkeit, die sie an uns sahen, schien ihnen interessant; vorzüglich verwundert waren sie über das Schreiben, als ich dem Anführer ein Vocabularium seiner Sprache abfragen liess und aufzeichnete. Dieser wusste sich mit Würde zu betragen, und blieb, da wir uns zurückzogen, in der Hütte zurück, während er uns durch seinen Sohn an den Hafen zurückgeleiten liess. Die Hütten dieser *Cauixanas* waren die kunstvollsten indianischen Gebäude, die ich noch gesehen hatte. Bei sechs Klafter Durchmesser und vier Klafter Höhe waren sie auf das Regelmässigste ausgeführt. Zwei gegenüberstehende viereckichte Thüren von vier Fuss Höhe und eine runde Oeffnung in der Kuppel, zum Eintritt des Lichtes und Abzug des Rauches, konnten von innen verschlossen werden. Das Zimmerwerk bestand aus schlanken, über Feuer gebogenen Stämmen der *Mattá-Mattá* und aus gekreuzten Stützen, welche mit jenen, ohne Beschläge oder Nagel, blos durch Bänder von Schlingpflanzen verbunden waren. Die Bedeckung von Palmblättern war so dicht, dass kein Tropfen Regen eindringen konnte. Später fand ich eine ähnliche Construction der Hütten bei mehreren Stämmen am Yupurá und bei den Mundrucús. Die *Cauixanas* (vergl. Kap. 3. Note 5.) von welchen sich diese Horde getrennt hatte, wohnen, etwa sechshundert Köpfe stark, weiter westlich am Flusse *Mauapari*. Die neuen Ansiedler waren zufrieden mit dem Orte, und beabsichtigten, ihre Verwandten herzuholen. Es ist dieses die gewöhnliche Weise, in welcher die wilden Indianer Brasiliens ihre Wohnsitze verändern; und man kann sie daher, unter einer gewissen Beschränkung, allerdings Nomaden nennen. Die *Cauixanas* haben mit den Muras und Marauhas gemein, sich von Zeit zu Zeit zu geisseln, und die Ertragung von Schlägen als Heroismus zu betrachten. Wie viele andere Stämme, pflegen sie zur Zeit der Niederkunft ihrer Frauen zu fasten. Ihre Todten werden in grossen irdenen Töpfen begraben.

Aus dem See von *Acunaui* zurückgekehrt, landeten wir, um die Nacht zuzubringen, auf einer Insel am südlichen Ufer des Stromes. Am Tage vorher hatten die Indianer die erste noch übrige Praya mit Schildkröteneiern entdeckt, und sie rechneten auch hier auf gleichen Fund; statt dessen brachten sie nur Eier vom sogenannten Camäleon (Gattung *Iguana* oder *Lophyrus*), welche, leicht mit Erde und Blättern bedeckt, am Ufer vorkommen. Sie waren durch eine Bande von Störchen darauf geleitet worden, die diesen Eiern mit grosser Begierde nachstellen. Obgleich die jungen Thiere in den Eiern schon stark ausgebildet waren, verzehrten sie sie doch als einen Leckerbissen. Jene Störche (*Ciconia americana*) und einige grosse Reiher (*Garça branca*, *Ardea Egretta*) waren gegenwärtig die einzigen Wasservögel, die wir fanden. Die Indianer behaupteten, auch sie seyen nur Nachzügler der übrigen, welche sich, wegen des hohen Wasserstandes des Amazonas, jenseits der Katarakten des Yupurá und nach Norden gewendet hätten. Diese Bemerkung reiht sich an die Beobachtungen des Herrn v. Humboldt an, gemäss welchen die Wasservögel vom Orenoco nach dem Frühlingsaequinoctium, d. h. zur Zeit der ersten Hochwasser, nach Süden ziehen, weil ihnen dann der hohe Wasserstand an jenem Strome zu wenig Nahrung gestattet. Ueberhaupt aber habe ich den Yupurá während der Monate December bis Februar arm an Vögeln jeder Art getroffen.*) Die Nacht vor dem Weihnachtstage dunkelte plötzlich über uns ohne einen Stern am Firmament; doch bald ward sie, gleichsam zur Feier, von tausend Leuchtkäfern erhellt, welche, wie durch Zauber erweckt, aus allen Gebüschen hervorflogen.

Die Reise ward entweder zwischen Inseln oder am nördlichen Ufer fortgesetzt. Der Yupurá mag hier in seiner grössten Ausdehnung im

---

*) Die Indianer machen ihre Provisionen an Wasservögeln: Störchen (*Jaburú*, *Tujujú*), Enten (*Ipecû*), Tauchern (*Oirâ-megoân*), Kibitzen (*Aty Aty*), Reihern (*Acará*), und kleinen und grossen Enten (*Potery* und *Goananá*) in den folgenden Monaten. Die dann zu Tausenden getödteten Vögel werden im Moquem getrocknet, und, dicht aufeinandergepresst, zwischen den Blattscheiden der *Pacova Sororoca*, einer baumartigen Musacee (*Urania amazonica*, *M.*), oder gewisser Palmen im Giebel der Hütte aufbewahrt.

Hauptcanale höchstens das Viertheil einer Seemeile, und von einem Ufer des Festlandes zum andern noch einmal so viel Breite haben; an vielen Stellen ist die Tiefe nur geringe, die mittlere Tiefe im Hauptcanale etwa fünf bis sechs Klafter. Die Beschwerlichkeiten wuchsen durch die zunehmende Strömung, viele untergetauchte Stämme, zahllose Mosquiten, eine schwüle Hitze bei trübem Himmel und häufigen Regen. Aller Anstrengung der Indianer ungeachtet, erreichten wir daher das Dörfchen *S. Joâo do Principe* erst nach fünf langen Tagereisen. Es liegt auf dem nördlichen, hier ziemlich erhöhten, Ufer, eine Viertelstunde unterhalb der Mündung des *Pureos*, eines der beträchtlicheren Beiflüsse auf der Südseite. Dieser *Lugar*, die äusserste Niederlassung der Portugiesen im Yupurá, war i. J. 1808 durch den damaligen Gouverneur, J. J. Vittorio da Costa, den Schwiegervater meines Begleiters Zany, errichtet und mit Familien vom Stamme *Juri*, *Coretú* und *Jáma*, die in den benachbarten Wäldern haussten, besetzt worden. Die wohlmeinenden Absichten des einsichtsvollen Gründers, der durch die Ortschaft, in deren Nähe mehrere Anführer jener Stämme Pflanzungen besassen, einen lebhafteren Verkehr beabsichtigte, sind grossentheils durch die Einrichtung vereitelt worden, den Indianern einen Weissen zum Richter zu geben. Wie fast überall wo ein Solcher, ohne Controlle der Geistlichkeit oder anderer Behörden, über die einsamen Indianer zu walten hat, kamen mit ihm Bedrückung, Intriguen und Noth, und die meisten Ansiedler haben sich wieder in ihre Wälder zurückgezogen. Jene drei Stämme hatten drei Reihen von Hütten, die aus hölzernen Pfosten, mit Wänden von Flechtwerk und Lehm und Dächern von Palmblättern, auf öffentliche Kosten errichtet worden waren. Gegenwärtig waren nur noch einige Familien von *Juris* und *Coretús* vorhanden, und auch diese hatten sich bei der Nachricht von unserer Ankunft versteckt, oder zu ihren Nachbarn geflüchtet, die auf den *Rossas*, entfernt vom Dörfchen, wohnen. Die Frohnen, welchen diese armen Indianer, unter dem Vorwande des öffentlichen Dienstes, lediglich für den Eigennutz des Richters unterworfen werden, machen ihnen vor der Ankunft eines jeden Weissen bange; und nur mein, mit dem Charakter

der Wilden vertrauter, Gefährte Zany konnte sie von dem Ungrund ihrer Furcht belehren, worauf sie herbeikamen und mich beschworen, dem Gouvernement ihre hülflose Lage und die Bedrückungen ihres Feindes vorzustellen. Dieser war ohnehin schon wegen Veruntreuung der Zehnten und grausamer wohllüstigen Begegnung seiner Untergebenen angeklagt worden, und vor acht Tagen nach Ega zurückgekehrt, um sich vor dem Commandanten zu verantworten. Wir fanden daher, ausser einem hier ansässigen Mulatten von S. Paulo, Niemand, der portugiesisch gesprochen hätte. (Von allen Brasilianern findet man die Paulisten am weitesten durch das ganze Reich zerstreut.) Auch die Wechselfieber haben zur Verödung des Ortes beigetragen. Er ist übrigens trefflich gewählt, um die reichen Wälder des Yupurá und seine zahlreichen Indianerhaufen mit den Brasilianern in Verbindung zu bringen und gegenseitigen Nutzen zu verbreiten. Die Fruchtbarkeit ist fast unglaublich. Ich sah Mandioccawurzeln von dreissig, und Bananentrauben von hundert Pfund Gewicht. Die *Juris*, welche ich hier antraf, wie es schien unterrichtete und gutmüthige Leute, brachten grosse Töpfe von allerlei Getränken herbei, ein Fabricat der Weiber, denen, wie alle übrigen Geschäfte der Wirthschaft, auch dieses obliegt. Die Getränke waren aus Mandiocca- und Aypimwurzeln und aus mehreren Früchten bereitet, und zum Theile recht wohlschmeckend. *)

*) Wir haben schon früher (I. 371.) von der Bereitung des Maistrankes geredet, der nicht blos in ganz Brasilien, sondern auch in dem spanischem America, wo er fast überall *Chicha* heisst, üblich ist. Die übrigen, den brasilianischen Urbewohnern bekannten Getränke sind vorzüglich von dreierlei Art, tupi: *Caxirí*, *Câohy* oder *Cauîm* und *Pajuarú*. Die Brühe irgend einer der zahlreichen Früchte des Waldes nennen sie *Caxirí* (*Cajirí*). Sie wird vorzüglich häufig von den Früchten der Palmen Assai, Patauá, Bubunha, dann auch von Bananen, Acajus u. s. w. zubereitet. Besonders beliebt bei den Indianern des Yupurá ist der Absud der beiden ersteren Palmenfrüchte, der einer dünnen Chocolade an Farbe und Geschmack nicht ganz unähnlich und so nahrhaft ist, dass die Indianer nach längerem Genusse desselben fett werden. Er wird bei Festgelagen noch lau vom Sude her getrunken. *Cauîm* ist der ausgepresste Saft, der Aufguss oder Absud von Früchten, von Bataten oder süssen Mandioccawurzeln (*Macajera*), welche in die weinige Gährung übergegangen. Solchen Wein verstehen sie aus allen an Zuckerstoff und Schleim reichen Früchten zu bereiten, und manche Arten desselben erhalten sich, an kühlen Orten aufbewahrt, mehrere Tage lang. Manche härtere Früchte, wie z. B.